

Lieber Arno, verehrte Frau Bürgermeisterin, sehr geehrte Damen und Herren,

in dem großen Roman, den wir heute auszeichnen, gibt es Bilder, die vergisst man nie mehr.

Zum Beispiel dieses:

„Die Kindheit ist wie ein Holz, in das Nägel geschlagen werden. Die guten Nägel sind die, die nur so tief im Holz stecken, dass sie halten, sie beschützen einen wie Stacheln. Oder man kann später etwas daran aufhängen. Oder man kann die Nägel herausziehen und wegwerfen. Schlecht sind die ins Holz gedroschenen Nägel, deren Köpfe tiefer liegen als die Oberfläche des Holzes, man sieht gar nicht, dass dort etwas Hartes ist, ein vor sich hinrostender Fremdkörper.

Papa hatte die Nägel immer ganz fest ins Holz gedroschen durch ständiges Hämmern auf immer dieselben Stellen.“

Veit Kolbe stellt das fest, der Held in Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“ – wobei ich wohl eher von der Hauptperson oder vom Protagonisten sprechen sollte, Helden sind Arno Geigers Sache ganz und gar nicht, jedenfalls nicht im hergebrachten Sinn des Wortes. Veit Kolbe stellt dies also fest, und im Grunde steckt in diesem Bild die Initialzündung für die gesamte Geschichte.

Ich will Ihnen zunächst ein wenig von dieser Geschichte erzählen, Ihnen diesen Roman auch sinnlich nahebringen, damit Sie selbst spüren können, was Arno Geiger hier gelungen ist.

Der Stabsgefreite Veit Kolbe kommt Ende 1943 zu seinen Eltern nach Wien. Er ist knapp 24 Jahre alt. Nach dem Abitur hat er ein Jahr Grundwehrdienst geleistet und anschließend mehr als vier Jahren als Soldat an den Feldzügen des F. teilgenommen, das Wort Führer kommt ihm nicht aus dem Mund. Dann haben ihn am Dnjepr Granatsplitter schwer verletzt. Notversorgung vor Ort, Operationen in einem Lazarett im Saarland, Entlassung zur häuslichen Pflege nach Wien.

Aber dort trifft er nicht nur auf die Mutter, sondern auch auf den Vater, *diesen* Vater. Und mit dem geht es jetzt, nach vier Jahren Kriegserfahrung gar nicht mehr. Der Vater schwafelt von der großen Zeit, in die Veit hineingeboren worden sei, vom Glück, in einer solchen Zeit leben zu dürfen, mehr könne der Mensch nicht verlangen.

Veit aber hat an der Ostfront Dinge gesehen, die kein Mensch sehen will, und er hat Dinge mitgemacht, die eigentlich kein Mensch tun kann, der ein Herz hat. Er ist nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich schwer verwundet. Immer wieder plagen ihn scheinbar ohne Anlass heftigste Angstattacken. In heutiger Sprache würde man das ein posttraumatisches Belastungssyndrom nennen.

Veit und der Vater geraten jetzt immer mehr aneinander – der kluge und aufmerksame junge Mann, den der Krieg aus der Bahn geworfen hat, und der überzeugte Nazi, für den der Endsieg eine feststehende Tatsache ist. Die Konflikte drohen zu eskalieren.

Eine Lösung kommt Veit in den Sinn, als er die Weihnachtskarte von Onkel Johann liest, dem Postenkommandanten in Mondsee. Er beschließt sich in diese friedlichere Welt zu verziehen, 25 Kilometer östlich von Salzburg. Ein Kriegsjahr lebt Veit in idyllischer Landschaft, aber immer unter der Drachenwand, die sich am Westufer des Mondsees schroff und drohend sechshundert Meter erhebt.

Das alles gibt es ja wirklich, aber man hätte es nicht besser erfinden können. Idyllischer Mondsee und bedrohliche Drachenwand - zwischen diesen symbolischen Polen bewegt sich für Veit Kolbe das Jahr 1944, das er hier verbringt.

Da ist die Sehnsucht nach einem kleinen Glück, das er vielleicht am Mondsee dem Krieg abtrotzen kann, und da ist die Drachenwand, der drohende Marschbefehl, der ihn mit grausamer Gewissheit wieder an die Ostfront zwingen wird, sobald er rein körperlich einigermaßen wiederhergestellt ist.

Betrachten wir „Unter der Drachenwand“ unter dramaturgischen Gesichtspunkten, dann verspricht die Konfliktsituation, in der die Hauptperson steckt, einen spannenden Roman.

Aber Arno Geiger will erklärtermaßen mehr. „Unter der Drachenwand ist der Roman eines Jahres: (der des Jahres) 1944.“ So verspricht es gleich der erste Satz des Klappentextes. Kann das gutgehen, habe ich mich damals gefragt, als ich den Roman zum ersten Mal in der Hand hatte. Kann man dem Jahr 1944 mit einer Geschichte gerecht werden, die am Mondsee spielt? Als Historiker hatte ich gewisse Zweifel.

1944. Da ist ein mörderischer Vernichtungskrieg im Gang, den Wehrmacht und SS im Osten führen. In den Vernichtungslagern werden dort noch immer Millionen von Menschen bestialisch ermordet, und die Wehrmacht hinterlässt bei ihrem Rückzug verbrannte Erde, wo immer sie die Möglichkeit dazu hat. Die großen deutschen Städte werden 1944 immer häufiger bombardiert und in Schutt und Asche gelegt. Der totale Krieg prägt ganz massiv den Alltag der meisten Deutschen. Der feste Glaube an den Endsieg erodiert nach und nach. Die Rote Armee marschiert in Richtung Westen, die Amerikaner stehen bereits in Italien. Am 6. Juni landen alliierte Truppen auch in der Normandie.

Am 20. Juli unternehmen Offiziere den Versuch, Hitler mit einer Bombe zu töten, die Claus Schenk Graf von Stauffenberg im Führerhauptquartier Wolfsschanze zündet. Nach wie vor aber sind der Staatsapparat und seine Unterdrückungsinstrumente intakt, nach wie vor gibt es fanatische Nazis, die mit eiserner Faust und brutalen Grausamkeiten alle Zweifel zu ersticken suchen.

Kann man dieses Jahr 1944 in seinem Kern erfassen, kann man ihm historisch gerecht werden mit einer Geschichte, die am Mondsee spielt? Das war meine zweifelnde Frage, als ich „Unter der Drachenwand“ aufgeschlagen habe. Als ich dann die letzte Seite gelesen hatte war meine Antwort klar: Man kann. Oder besser: Arno Geiger kann. Und wie!

Je mehr ich gelesen hatte, desto mehr hat mich dieser Roman begeistert.

Ich kenne keinen historischen Roman, der besser recherchiert ist als „Unter der Drachenwand“. Vom Geschehen an den Kriegsfronten, bis zum Alltag im sechsten Jahr des Krieges, von den Überflugrouten der alliierten Bomberverbände bis zur zeitlichen Abfolge der Deportationen von Juden in verschiedenen Ländern im deutschen Herrschaftsbereich – hier stimmt einfach alles. Arno Geiger hat sich ein präzises Bild von unserem Wissen über die Zeit verschafft. Er hat „extrem viel gelesen“, so hat er es in einem Interview formuliert, er

hat Originaltöne gehört, um ein Gefühl für die Zeit zu bekommen, und auf diese Weise nicht nur ein Fundament, sondern zugleich Tausende von Details gewonnen. Auf dieser Grundlage entwickelt er dann ein spannungsreiches und stimmiges Personaltableau und taucht mit diesem Ensemble in die Mondseelandschaft des Jahres 1944 ein.

Da ist Veits Onkel Johann, der Postenkommandant, ein Mann, der tut, was von ihm erwartet wird, ohne allzu viel Eifer an den Tag zu legen. Er versucht, möglichst unbeschadet durch die Zeit zu kommen, auch wenn ihn sein Mangel an Zigaretten schwer quält.

Da ist die Quartierfrau, bei der Onkel Johann seinen Neffen unterbringt, eine reichlich bösertige Frau, die stets ihren persönlichen Vorteil im Blick hat und schon bald davon überzeugt ist, dass Veit Kolbe nur ein Drückeberger ist, den man möglichst schnell wieder an die Front schicken sollte. Kritik am Regime käme der Quartierfrau nie in den Sinn. Sie ist mit Max Dohm verheiratet, einem SS-Führer in niederem Rang, der zwar eingezogen wurde, aber doch das eine oder andere Privileg genießt. Bei einem seiner Heimaturlaube erschießt er aus Mordlust – und wohl auch weil er deren Besitzer hasst – eine Hündin.

Der Besitzer dieser Hündin ist sein Schwager, Robert Raimund Perttes, den alle nur den Brasilianer nennen. Er war jahrelang in Brasilien gewesen und hat dort ein liberales, offenes und freundliches Land kennengelernt. Dem Brasilianer ist der ganze Nazi-Spuk mit seiner Ideologie und seiner Menschenfeindlichkeit absolut zuwider. Auch das Duckmäusertum, dem er in Mondsee überall begegnet, geht ihm völlig gegen den Strich. Er betreibt in Mondsee eine Gärtnerei und sehnt sich danach, möglichst schnell wieder nach Brasilien zu kommen. Der Brasilianer und seine Schwester reden schon lange kein Wort mehr miteinander.

Gleich nebenan, im Verschickungslager und Gasthof Schwarzindien am Mondsee, ist eine Gruppe junger Mädchen aus Wien mit ihrer Lagerlehrerin untergebracht. Sie sind wegen der Luftangriffe an den sicheren Mondsee verschickt worden. Annemarie Schaller, eines der Mädchen, holt Arno Geiger aus der Anonymität der Gruppe heraus. Nanni hat sich in Wien in Kurt verliebt, einen Schulkameraden. Jetzt, wo sie sich nicht mehr sehen können, schreiben sich die beiden. Es ist eine tragische Liebesgeschichte. Die Lehrerin liest die Briefe und

schaltet die Eltern ein. Ihre eigene Mutter fällt geradezu über Nanni her, droht ihr, das Elternhaus nie mehr betreten zu dürfen, wenn sie an dieser Liebe festhält. Danach ist Nanni Schaller „abgängig“, wie das in der typischen Sprache der Zeit heißt. Ihr Freund Kurt muss zwar als 16-Jähriger an die Front, um zu töten und sich vielleicht auch erschießen zu lassen, aber lieben darf er nicht.

Die Lehrerin dieser Mädchen, Grete Bildstein, ist eine recht undurchsichtige Frau. Auf sie hat Veit Kolbe ein Auge geworfen hat, nachdem er in Mondsee angekommen ist, aber sie reagiert auf seine Annäherungsversuche recht distanziert. Normales Leben zwischen jungen Leuten, auch in Kriegszeiten.

In Frage kommen könnte theoretisch auch die Darmstädterin, die Tür an Tür mit Veit bei der Quartierfrau wohnt. Sie kam mit ihrem Säugling nach Mondsee, wo man den Krieg leichter überleben kann als in einer Industriestadt. Sie ist frisch verheiratet mit einem Soldaten aus Linz, den sie eigentlich gar nicht kennt. Für Veit ist sie als verheiratete Frau schlicht tabu, und es dauert lange, bis sich zwischen ihnen nach und nach eine sehr zarte und vorsichtige Liebesbeziehung entwickelt. Jetzt erst nennt er sie Margot, bei ihrem Namen. Später macht sie sich lustig darüber, wie lange und mit welcher Naivität Veit ihre Signale übersehen habe. Das Dorf zerreißt sich das Maul über das „unsittliche“ Verhältnis. Der Mann an der Front für Führer und Vaterland, und die Frau daheim im Bett mit einem Drückeberger...

Über allem schwebt die Unsicherheit darüber, wie denn alles weitergehen wird. Als Kind, sagt Veit Kolbe, habe er oft gedacht: Wenn ich einmal große bin, dann... Jetzt denkt er: Wenn ich überlebe, dann... Jetzt ist es der Krieg, der die Bedingungen vorgibt. Und deshalb spüren

Arno Geigers Protagonisten ganz elementar, dass sie keine Zeit zu verlieren haben. Wenn sie leben wollen, dann müssen sie jetzt leben. Und wenn sie klug sind – wie Margot und Veit – dann bestehen sie auf ihrem Recht, nach kleinem und bescheidenem Glück zu streben. Das ist nicht zu viel verlangt, auch in Zeiten des Krieges – und doch gerade jetzt überhaupt nicht selbstverständlich. Man weiß, dass morgen schon alles vorbei sein kann.

Auf bestechende Weise lässt uns Arno Geiger in seinem Roman spüren, wie es sich anfühlt, im sechsten Jahr eines Krieges zu leben, von dem niemand weiß, wie lange er sich noch

hinziehen wird, eines Krieges, der in alle Facetten des Alltags eingedrungen ist und die gesamten Lebensperspektiven der Menschen beherrscht. Auch der Terror des Regimes muss da natürlich zur Sprache kommen. Da wird von einem Gastwirt berichtet, der im vergangenen Jahr wegen „Schwarzschlachtens“ geköpft wurde, und der Brasilianer wird von zwei Herren in Zivil zusammengeschlagen und abgeholt, nachdem er öffentlich im Wirtshaus erklärt hatte, dass sich für den Propagandaminister hoffentlich bald eine gestrenge und gut gebaute Krankenschwester findet, die ihm eine für Geistesranke gemachte Jacke anziehe. Nach vier Monaten Haft und Schlägen weiß der Brasilianer, mit wem er es zu tun hat – und gibt dennoch nicht klein bei.

Terror spielt auch in Veit Kolbes Erinnerungen eine zentrale Rolle, denn es sind die Erinnerungen an die Brutalität der deutschen Kriegführung im Osten, die seine Angstattacken auslösen. Er spricht über das „Auskämmen“ der Wälder und die Partisanen, die ihre eigenen Gräber ausheben mussten. Er erzählt von Dörfern, die einfach weggewischt wurden, wenn sie im Weg standen – mit Jung und Alt. Zwischen den Schutthaufen und den Leichen seien dann nur noch ein paar zerzauste Hühner herumgelaufen. Beim Vorrücken durch die Ukraine habe er auch sehr genau mitbekommen, dass unmittelbar hinter der Front Massenerschießungen stattfanden. Damals habe er noch gedacht: Was gehen mich die Juden an.

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden holt Arno Geiger vor allem aber durch Briefe des jüdischen Zahntechnikers Oskar Meyer aus Wien in seinen Roman. Meyer hat lange die Dimension dessen nicht fassen können, was sich gegen die Juden zusammenbraute, und ging viel zu spät daran, mit Frau und Kind aus Wien zu fliehen. Er landet in Budapest und schreibt von dort.

Vom Grauen der alliierten Bombenangriffe auf deutsche Städte ist in den Briefen die Rede, die Margots Mutter aus Darmstadt schreibt. Da erfährt man beileibe nicht nur, dass Darmstadt zu 99 % zerstört sei. Es sind Briefe, die unter die Haut gehen, in denen Schicksale von Menschen zur Sprache kommen. Genau wie in denen des Zahntechnikers Meyer. Diese Briefe haben nicht nur die Funktion sachlich unverzichtbare Teile der Kriegswirklichkeit an den Mondsee zu bringen, das Bild des Krieges zu komplettieren, wenn man so sagen will. Sie leisten auch einen wichtigen ästhetischen und emotionalen Beitrag.

Es ist eine der großen Stärken literarischer Texte, dass sie Lebenssituationen nachvollziehbar und nachföhlbar machen. Gute Literatur bietet uns unterschiedliche Perspektiven an und

stärkt unsere Fähigkeit zur Empathie. „Unter der Drachenwand“ gelingt das in ganz herausragender Weise.

Sicher auch deshalb, weil Arno Geiger kein Freund der Schwarz-Weiß-Malerei ist, sondern ein großer Liebhaber der Grautöne. Selbst die Quartierfrau beschreibt er auch als verletzte Person, deren Verhalten Ursachen hat. Im Lauf des Romans gibt er auch ihr einen Namen: Trude Dohm. Und ihrem Mann, dem SS-Führer billigt er zu, dass er im Einzelfall zu fürsorglichem Denken fähig ist. Er begegne seinen Figuren nun einmal offen, sagt Arno Geiger, ohne Vorbehalte. „Ich erfahre von meinen Figuren nur das Intimste, wenn ich mit Ihnen einverstanden bin, auch mit ihren Schwächen.“ Bei manchen der Figuren in diesem Roman sei dies ein jahrelanger Prozess der Annäherung gewesen. Nur so entstehen glaubwürdige und lebendige Personen.

„Mein Schmerzensbuch“ hat Arno Geiger diesen Roman einmal genannt, „weil es um ernsthafte Dinge geht, um Menschen in äußerster Bedrängnis und um dramatische Verluste.“

Sein Schmerzensbuch ist es vielleicht aber auch, weil er 10 Jahre mit diesem Roman schwanger war. Das erste Konzept stammt aus dem Jahr 2005. Arno Geiger hatte auf dem Flohmarkt des Wiener Naschmarktes Briefe aus dem Verschickungslager Schwarzindien entdeckt und gekauft. Seither gab es die Idee, einen Roman über diese Zeit zu schreiben.

2005 brachte aber auch ein Ereignis mit sich, das Arno Geigers Leben gehörig durcheinandergewirbelt hat. Er war damals 37 Jahre alt. Er hatte in Wien und Innsbruck Germanistik, Literaturwissenschaft und Geschichte studiert und schon früh begonnen zu schreiben. Wohl vor allem, um den Dingen auf den Grund zu gehen, sie besser zu verstehen. 1997 ist sein erster Roman erschienen, die „Kleine Schule des Karussellfahrens“. Ein Schelmenroman, mit dem er sich 9 Jahre beschäftigt hat, an die 20mal – sagt er – habe er ihn umgearbeitet. Zwei Jahre später folgte „Irrlichterloh“, weitere drei Jahre später „Schöne Freunde“. Die Kritiker reagierten seinerzeit ziemlich verhalten. Aber seine Romane wurden immerhin zur Kenntnis genommen, erschienen in einem der renommiertesten literarischen Verlage Deutschlands. Von „Schöne Freunde“, dem dritten Roman, wurden freilich gerade einmal 2000 Exemplare verkauft. Arno Geiger hat durchaus gespürt, dass man beim Verlag anfang darüber nachzudenken, wie das weitergehen könnte.

Gelebt hat Arno Geiger in diesen Jahren von dem, was er im Sommer als Videotechniker bei den Bregenzer Festspielen verdiente. 18 Jahre lang hat er das gemacht, hat in kargen Verhältnissen gelebt, aber an seinem Traum festgehalten.

Und dann erschien 2005 „Es geht uns gut“. Der Roman kam auf die Longlist für den Deutschen Buchpreis, dann auf die Shortlist, und schließlich bekam Arno Geiger den Deutschen Buchpreis 2005 zuerkannt. Schon vor der Preisverleihung ist dieser Roman von der Kritik hoch gelobt worden. Danach haben sich die Rezensenten vollends überschlagen. Arno Geiger kam scheinbar aus dem Nichts und wurde zum Star der Buchmesse 2005. Er selbst blieb auf dem Boden und bei sich selbst. In seiner Rede zur Preisverleihung hat er die Arbeiten seiner Konkurrenten gelobt, die fünf Romane, die es neben seinem auf die Shortlist geschafft hatten. Die seien genauso preiswürdig wie sein eigener, hat Arno Geiger damals erklärt, und das war nicht nur ernst gemeint, sondern wurde auch so verstanden. Nie zuvor hat ein Preisträger Derartiges in solcher Deutlichkeit formuliert. Dem schüchtern wirkenden jungen Mann sind die Herzen nur so zugeflogen.

Wir ehren Arno Geiger heute für ein herausragendes literarisches Werk, aber diese Ehrung sollte durchaus auch dem Menschen Arno Geiger gelten, der vieles verkörpert, was wir an seinen Romanen schätzen. Mit jedem seiner Romane ist ihm wirklich ernst. 2005 hat er über „Es geht uns gut“ gesagt, dass dieser Roman für ihn „eine unheimlich wichtige Arbeit war. Was jetzt noch kommt, ist Draufgabe.“

Danach kam „Alles über Sally“, ein tiefgründiger und präziser Roman über eine Beziehung, die in die Jahre und Jahrzehnte gekommen ist, über reizvolle Fluchten und den Wert gereifter und gewandelter Liebe.

Danach kam „Der alte König in seinem Exil“, die Auseinandersetzung mit der Demenz-Erkrankung seines eigenen Vaters – es gibt kein einfühlsameres und hilfreicherer Buch über Alzheimer. Auch keines, das auch nur annähernd vergleichbare literarische Qualität hat. Beim Schreiben dieses Buches sei er sich seiner eigenen Zerbrechlichkeit deutlicher bewusst geworden als je zuvor. „Ich weiß heute besser, dass ich nichts aufschieben soll auf spätere Jahre.“

Danach kam „Unter der Drachenwand“, der Roman, für den wir Arno Geiger heute ehren.

Alles Draufgaben, so Arno Geiger 2005.

Wenn das deine Draufgaben sind, lieber Arno, dann kann ich nur sagen: bitte weiter so, bitte mehr davon. Wir, Deine Leser, hoffen und warten.

Lieber Arno, ich gratuliere Dir von ganzem Herzen zum Friedrich-Schiedel-Literaturpreis der Stadt Bad Wurzach .